

9. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

„Wenn ihr um der Gerechtigkeit willen leidet, seid ihr seligzupreisen. Fürchtet euch nicht vor ihnen und lasst euch nicht erschrecken, heiligt vielmehr in eurem Herzen Christus, den Herrn! Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“ (1Petr 3,14-15)

Wenn Petrus uns auffordert, „über die Hoffnung, die uns erfüllt“, Rechenschaft abzulegen, so tut er das, weil er weiß, dass die christliche Hoffnung eine Realität ist, die in Christus begründet ist, der uns rettet. Die Hoffnung ist kein schönes Gefühl, keine Tugend, die auf uns selbst beruht, sondern auf dem Felsen, der Christus ist. Deshalb unterstreicht Petrus, dass das Zeichen einer echten und begründeten Hoffnung Sanftmut ist; sie macht es möglich, dass sich die Hoffnung selbst rechtfertigt, sie muss sich nicht mit gezücktem Schwert verteidigen: „Antwortet aber bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen, damit jene, die euren rechtschaffenen Lebenswandel in Christus in schlechten Ruf bringen, wegen ihrer Verleumdungen beschämt werden.“ (1Petr 3,16)

Es ist immer so: Die Intoleranz des Fanatismus verrät, dass die Wirklichkeit, die dem Glauben und der Hoffnung zugrunde liegt, nicht gerade solide ist. Deshalb beginnen wir, sie zu verteidigen anstatt als das zu bezeugen, was sie ist, anstatt zuzulassen, dass wir sie ausstrahlen, nicht wie Pfeile oder Bomben, die abgefeuert werden, um die Feinde zu verletzen und zu vernichten, sondern als Licht und Wohlgeruch, welche die Hoffnung allen anbieten und weiterschenken.

Um die Notwendigkeit einer tiefen Hoffnung zu ermessen, müssen wir auf die eine oder andere Weise akzeptieren, dass sie auf die Probe gestellt wird und wir eine gewisse Hoffnungslosigkeit durchleben. Nicht eine von uns geschaffene, masochistische, vielleicht romantische oder kapriziöse Verzweiflung, sondern die wirkliche Hoffnungslosigkeit, in der sich jeder von uns früher oder später einmal vorfindet, wenn wir die dramatische Seite des Lebens, das heißt, die Konfrontation mit dem Tod, nicht verdrängen. Es ist die Erfahrung, in der sich so viele arme und sündige Menschen und damit die ganze Menschheit befinden.

Hier müssen wir unweigerlich an den Schrei des sterbenden Jesus am Kreuz denken: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46; Ps 21,2)

Hat es Jesus, dem Sohn Gottes, an Hoffnung gefehlt?

In seiner tiefgründigen Enzyklika über die Hoffnung, *Spe salvi*, hat Benedikt XVI. einen Satz des heiligen Bernhard hervorgehoben, der uns das Geheimnis Christi beleuchtet: „Der christliche Glaube hat uns gezeigt, dass Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe nicht bloß Ideale, sondern Wirklichkeit dichtester Art sind. Denn er hat uns gezeigt, dass Gott, die Wahrheit und die Liebe in Person, für uns und mit uns leiden wollte. Bernhard von Clairvaux hat das großartige Wort geprägt: *Impassibilis est Deus, sed non incompassibilis* – Gott kann nicht leiden, aber er kann mitleiden. Der Mensch ist Gott so viel wert, dass er selbst Mensch wurde, um mit dem Menschen mit-leiden zu können, ganz real in Fleisch und Blut, wie es uns in der Passionsgeschichte Jesu gezeigt wird. Von da aus ist in alles menschliche Leiden ein Mitleidender, Mittragender hineingetreten; in jedem Leiden ist von da aus die *consolatio*, der Trost der mitleidenden Liebe Gottes anwesend und damit der Stern der Hoffnung aufgegangen.“ (*Spe salvi* Nr. 39)

Wir können also sagen, dass es Jesus nicht an Hoffnung fehlte, sondern dass er mit uns und für uns Verzweiflung durchlebte, einen Zustand, in dem sich der Mensch völlig verlassen fühlt, in dem er nichts und niemanden hat, an den er sich klammern kann.

Dieser Zustand der Verlassenheit ist keine Einstellung gegen die Hoffnung. Ganz im Gegenteil! Dieser Zustand ist paradoxerweise der Raum, in dem Hoffnung als unverzichtbar empfunden wird und der es uns ermöglicht, sie als das zu leben, was sie ist und sein muss. Die Verzweiflung, wie Jesus sie erlebt hat, ist ein Hoffnungsvakuum, das Hoffnung unter allen Umständen einfordert. Es ist wie bei jemandem, der im Meer ertrinkt, wie Petrus im Kapitel 14 des Matthäus-Evangeliums: Er ist dem Ersticken nahe und erwartet nichts sehnlicher, als atmen zu können. Das Ersticken beweist, dass es Luft gibt, dass es sie geben muss, unbedingt, auch wenn es scheint, als gäbe es sie nicht. Der Schrei des Petrus, „Herr, rette mich!“ (Mt 14,30), ist ein verzweifelter Schrei voller Hoffnung, ausschließlich voller Hoffnung.

Aber sowohl Jesus am Kreuz als auch Petrus, der im Meer untergeht, lehren uns einen grundlegenden Aspekt der christlichen Hoffnung: Sie ist ein Schrei, aber kein Schrei im luftleeren Raum: Sie ist ein Schrei zu jemandem, ein Schrei, der jemanden anruft: Jesus ruft den Vater an; Petrus ruft Jesus an.

Wie kann ein Schrei wie der von Jesus am Kreuz Hoffnung wecken? Denken wir zum Beispiel an Psalm 87. Er klingt wie ein Psalm am Rande des Selbstmords; er klingt wie ein Psalm ohne Licht und Hoffnung. Es könnte fast der Psalm des Judas sein, der in die Finsternis hinausgeht: „Entfernt hast du von mir Freunde und Nachbarn, mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.“ (Ps 87,19) – „Es war aber Nacht.“ (Joh 13,30)

Die Ausdrücke in diesem Psalm mögen übertrieben erscheinen. Aber wenn wir die Geschichten derjenigen lesen und hören, die in Konzentrationslagern gelitten haben, die im Elend leben, die an unheilbaren Krankheiten leiden, körperlich oder geistig, die unter schweren Depressionen leiden, die geliebte Menschen verlieren, die in Einsamkeit leben, die verlassen wurden, die verraten wurden, die missbraucht wurden, die keine Arbeit haben, die Geschichten der Migranten, derjenigen, die heute unter Krieg leiden, unter den sinnlosen Bombenangriffen, die so viele unschuldige Menschen töten; oder wenn wir an die dunkelsten Momente unseres eigenen Lebens denken, dann finden wir die Worte dieses Psalms nicht übertrieben. Er hilft uns, ein wenig von dem unermesslichen inneren Leiden Christi zu erahnen und zu verstehen, dass er in sich selbst, in seinem Herzen, in seiner Seele, all das unschuldige und schuldige Leiden der Menschheit aufnimmt und zusammenfasst. Auch er hätte kurz vor seinem Tod ausrufen können: „Mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis“ (Ps 87,19). Es gibt Heilige wie Mutter Teresa von Kalkutta, die fast ihr ganzes Leben in der Finsternis tödlicher Freudlosigkeit verbrachten und sich von Gott verlassen fühlten wie Jesus in Gethsemane und am Kreuz.

Aber was ist die Konstante in diesem Psalm 87? Was wird in diesem Psalm ständig wiederholt, worauf verweist der Psalm in allen Varianten, wie auch in seinen Klagen? Er wiederholt und formuliert das „Du“! In der Tiefe der Verzweiflung sagt der Psalmist immer wieder „Du“ zu Gott, er ruft ihn an, er fleht ihn an, und er klagt ihn auch an, macht ihm Vorwürfe, macht ihn für jede Verlassenheit verantwortlich, auch für die seiner Freunde. Er beschuldigt nicht seine Freunde, ihn verlassen zu haben, sondern er beschuldigt Gott, sie von ihm entfernt zu haben! Doch selbst um ihn anzuklagen, muss er zu Gott „Du“ sagen. Er bekennt somit, dass Gott da ist, dass er von seinem Schrei erreicht wird. So auch Jesus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Schließlich klagt auch Jesus nicht die Römer, die Juden oder seine Jünger an, ihn verlassen zu haben: er fühlt sich vom Vater verlassen und sagt das auch, er schreit zum Vater, dass er sich nur von ihm verlassen fühlt.